

Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 53

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649688>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

10. Fortsetzung

Nur so befreiend, so seligmachend war es nicht. Es lastete mit Zentnerwucht auf mir, etwas Lauerndes und Drohendes schien überall versteckt, unsichtbare Hände schienen nach mir zu greifen. Säusen des Sturmes oder Rasselns des Steinschlages wären mir heute lieber gewesen als die zermürbende Ruhe.

Auf dem sanft geneigten Schneefeld, wo Beni die Kugel bekommen hatte, ging es noch ganz wohl, wenngleich selbst die vorsichtig aufgesetzten Schritte an den Schluchtwänden ein leise rieselndes Echo hervorriefen. Aber nun bäumte sich der Firn enger und in der Felsenröhre zusammengedrückt zur Scharte auf, kleinere und größere Steinbrocken lagen auf ihm, und mehr als einer löste sich unter mir und kollerte hinab. Zwischen Fels und Schnee war eine enge, teilweise zugewehrte Randkluft — an sie hielt ich mich, um im schlimmsten Fall rasch darin verschwinden zu können.

Und der Fall trat ein — nur wenige Meter unter der Scharte. Ich war eben laufend stehen geblieben, als ich vermeinte, ein Gemurmel von menschlichen Stimmen zu hören. Anfangs dachte ich, es sei ein Wind aufgesprungen. Der äfft in den Bergen, täuscht Flüßtern und Raunen vor.

Nein, überall war es still. Nur oben — jetzt wieder fernes Sprechen, Stoßen eines nagelbewehrten Schuhs an Stein.

Wie ein Mäuslein im Erdloch, so versank ich in der Randkluft. Sie schien oben ganz schmal, so daß ich kaum durchkommen konnte. Der Schnee war wie ein Dach darübergeweht. Aber weiter unten klappte sie beträchtlich auseinander, ich verlor den Halt und rutschte etwa fünf Meter tief auf den Grund der Spalte. Geschehen war mir nichts, aber ein Bächlein von Geröll und Sand glitt fnatternd und flirrend mit mir.

Da sah ich nun, allerdings bestens gedeckt, aber der Spektakel, mit dem ich meine Höhlenfahrt angetreten hatte, war sehr erheblich gewesen. Man hatte ihn oben gehört — selbst in die Tiefe meines harmlosen Eiskröckers drangen Rufe, die von der Scharte zu kommen schienen.

Aber zu meinem größten Erstaunen waren sie italienisch.

„Siete là? Aspettiamo già lungo tempo! — Helloh, Josape —, Roccani! Dove siete, per bacco?“

Die Hirten von Rocca sprechen nie italienisch, die menialsten von ihnen beherrschen die Sprache ihres Landes vollständig.

Wer waren die Männer da oben, die italienisch riefen?

Ich drückte mich aanz in die Eishöhle und wartete. Meine Lage war ohne jede Gefahr. Der Firn war so hart, daß man nur bei hellstem Tageslicht die schwachen Kerben meiner Schühnägel darauf hätte sehen können. Und auch die Einbruchsstelle an der Randkluft war bedeutungslos — ich hatte deren auf meinem Hinschreiten längs der Spalte mehrere gesehen.

Langsam dämmerten mir Zusammenhänge. Nun wußte ich, warum man in Rocca nie eine Spur von Waren sah, die über die Grenze geschmuggelt werden sollten. Nun verstand ich, was mir Schuppli gesagt hatte: „Wie transportieren diese Teufel die Waren überhaupt nur bis Rocca? Das Rindinatal ist belebt, es müßte doch auffallen, wenn Leute mit großen Ballen und Packen durch Forni Avoltri gingen!“ Das also war des Rätsels

Lösung: die Waren wurden auf jenem zweifellos sicheren, auch im Winter begehbaren Weg, der vom Val Doria heraufführte, von Leuten dieses Tales bis zur Scharte gebracht. Das Val Doria war fast unbelebt, nur auf der Alpe Malga Becol lebten Leute. Diese brachten, ohne Aufsehen zu erregen, das Schmuggelgut herauf. Und hier wurde es wohl von den Roccanern übernommen. Der gefährlichere Gang über die Grenze blieb der stählernen Garde des Gian vorbehalten, den kühleren, besonneneren und mutigeren Memannen.

Der Blick in die Organisation Badrutt's war sehr lehrreich, meine Neugierde aber war nun mächtig aufgestachelt. Wie man von der Berginescharte aus die Grenze überschreiten konnte, war mir unklar. In gewaltigen Wänden, die wohl nur ganz moderne Kletterer mit dem Rüstzeug ihrer Zunft, so da sind Mauerhaken, Seilpendel und andere technische Hilfsmittel, erklettern könnten, stürzte der Gratzug, über welchen die Grenze läuft, ab. Ihn mit schweren Lasten zu erreichen, schien mir bei aller Bewunderung für die Bergvertrautheit der Roccaner unmöglich. Der nächste passable Grenzübergang ist der Passo Giatif. Aber um ihn zu erreichen, müßte man wieder durch die Schlucht absteigen, durch welche ich soeben gekommen war, und unten neuerdings aufwärts gehen.

Ich zweifelte nicht, daß Badrutt bei den Italienern weißte. Von der Scharte war es ja nicht weit bis zu seiner Hütte, hier erwartete er wohl einesteils die Leute aus dem Val Doria und andernteils die Roccaner. Und noch etwas kam mir in den Sinn: der Weg zur Hütte und zu Nina war nun für mich verschlossen. Die Italiener würden für die Heimkehr den Tag erwarten und nach Uebergabe der Waren gewiß in der Hütte verbleiben. Oder zumindest, wenn Badrutt ihnen das nicht gestattete, irgendwo in der Nähe das Morgengrauen herankommen lassen.

Mir blieb also nur eines: aus meinem Kristallgefäß emporzuturnen und nach Rocca zu gehen. Stillschweigend wie ein neugieriger Schuljunge, der Erwachsene belauscht hatte.

Nein, das schien mir kläglich. Jetzt war ich einmal hier und . . .

Halt, neues Stimmengewirr unmittelbar über mir! Der unverkennbare tiefe Kehllaut der Roccaner. Da waren sie also auf ihr em kühnen Felsenweg angelangt!

Ob ich wohl etwas sehen konnte? Leise schlich ich mich einige Schritte die Randkluft empor, bis sie wieder schmaler wurde. Dort stemmte ich mich ohne Schwierigkeiten empor und hob den Kopf über den Spaltenrand. Sehen konnte man mich am dunklen Fels nicht, das wußte ich. Aber ich konnte sehen. Die schmale Sichel des abnehmenden Mondes war hinter dem Monte Croce hervorgetreten und beleuchtete mit opalnem Schein die Schlucht und den Felskerker, der aus der Scharte vorragte. Dort standen, sich undeutlich gegen den sternenzuckenden Himmel abhebend, zwei Gestalten und spähten herab.

Ein großer, breiter Mensch — war das Badrutt? Ganz still war es, auch die Stimmen schwiegen. Wahrscheinlich hatte ein Italiener den Roccanern gesagt, daß früher da unten etwas geknattert hatte. Nun lauschten sie wie der Luchs am Ast.

Ich hielt mich unbeweglich, lange, bis ich dachte, meine den Stein umklammernden Finger bekämen den Krampf.

Endlich traten sie zurück — die Kanzel war leer. Ich konnte mir's gemütlicher machen, setzte mich auf einen Felsabsatz und legte die Füße auf die Kante der hier sehr schmalen Randluft. Gemurmel und Sprechen waren verstummt, kein Laut weitum und über mir wanderten die Sterne. Ich war müde geworden und mein Sitz sehr bequem. Das war verlockend und gefährlich, denn schon fielen mir zeitweise die Augen zu, gewaltig aber froh die Kälte in meinen vordem durch Bewegung und Aufregung durchwärmten Leib.

Ich war entschlossen, das närrische Spiel aufzugeben, immer verführerischer stand die Hütte vor mir. Nina würde mir einen heißen Tee bereiten, und ich würde den Rest der Nacht auf Gians Lager verbringen. Die Vorstellung war heiter, aber nicht unwahrscheinlich.

Und die Italiener? Sie machten mir wenig Kummer; ich würde an ihnen vorbeischießen wie einer, der das Recht hat, hier zu gehen. Tatsächlich hatte ich es auch — die Berge gehören allen und keinem. Die Roccaner mit Padrutt waren gewiß schon weit fort — also los!

Ich erhob mich, dehnte und streckte mich. Das tat gut, das Blut begann wieder zu fließen. Ich sprang über den Schrund und schritt aufwärts. Schwarz und leer stand die Scharte im Sternhimmel eingekerbt, die Wand der Bergine war bläulich beleuchtet, aber unscharf und nebelhaft wie ein Phantom.

Und die Scharte war leer. Auch auf den Schrofen, die sich zur Hütte hinüberzogen, war kein Mensch sichtbar, die Mauer des Grenzgrates aber lag im Schatten. Aus ihr kam vereinzeltes Rollen, Rascheln und Klappern, über allem aber ein langgezogener, heulend winselnder Ton, den ich schon einmal gehört hatte. Ich hatte Beni gefragt, Allmen, Zraggen und andere, was das sei. Aber niemand hatte es gewußt. Der alte Zurbuchen jedoch, einstmals der kühnste Wildschütz der Gegend, Josias Zurbuchen, der vor nun fünfzig Jahren den letzten Bären des Rindinatales geschossen hatte, der wußte, woher das seltsame Singen kam, das man in der Berginescharte hörte. Etwa hundert Meter höher oben sei in der Grenzwand ein Loch, und das heiße Porta infernale. Höllentor also — es ginge dort bis zum Erdmittelpunkt hinab, und die Stimmen seien Klagen der ewig Verworfenen.

Weiter hatte ich nicht gefragt, denn des Zurbuchen Märlein hatte mir genügt. Solche Höhlen finden sich in allen Teilen der Alpen und mancherorts in geradezu gigantischem Ausmaße, wie es bei der Eisriesenwelt des Dachstein der Fall ist. Sie stehen an verschiedenen Stellen mit der Außenwelt in Verbindung; die durch Gänge und Schläufe gepreßten Luftströmungen wirken wie Orgelpfeifen und täuschen die verwunderlichsten Stimmen vor.

Die abgesehenen Geister der Porta infernale also klagten in die stille Winternacht. In ihren gleichmäßig auf- und niederschwebenden Hall aber drangen jetzt andere Geräusche. Sie waren so phantastisch und unwirklich, daß meine aus Müdigkeit und Kälteschauern gewonnene Gleichgültigkeit jäh zu Ende war und ich mich erschreckt hinter einen Stein duckte. Ueber mir nämlich, in der leeren Luft, erscholl Tapppen schwerer Füße und kam Sprechen deutlicher Sätze und Worte. Es war, als wenn die wilde Jagd über mich hinwegginge; unwillkürlich blickte ich nach oben, um Gespenstergestalten durch die Luft schreiten zu sehen.

Aber da waren nur die Sterne, und zwischen ihnen die blauschwarze Tiefe des Weltraums. Ein akustisches Phänomen, ähnlich dem bekannten „Ohr des Dionysos“, hatte mich genarrt.

Plötzlich war mir eines klar: in das Höllentor waren Menschen eingedrungen. Ihr Gehen und Sprechen wurde von den Höhlenwänden zurückgeworfen, die Schallwellen trafen sich zufällig in einem Brennpunkt gerade über der Berginescharte.

Es waren sehr irdische Gespenster; sie klapperten mit Nagelschuhen und sprachen die Roccaner Mundart. Verwirrt und in Bruchstücken verstand ich einiges: „Zünd endlich die Fackel an, Hari!“

„Jetzt hab ich beim Eid die Zündhölzli vergessen.“

„Dummer Cheib, da hast.“

Wie ein Peitschenknall fauchte es über mir — das war das Anstreichen des Zündhölzchens gewesen.

Dann hörte der Spuk mit einem Schlage auf, die Leute waren weitergegangen, hatten sich von der einzigen Stelle, wo das akustische Wunder möglich war, entfernt.

Das also war der Weg Gian Padrutts, deshalb lauerten die Grenzwächter an der Forca del Balone, am Passo Ciattj und auf den Graten und Gipfeln vergeblich. Die Macht des schwarzen Gian hatte uralten Aberglauben besiegt und die Leute von Rocca in das Höllentor gezwungen.

Ver schwunden waren Müdigkeit und Kälte. Ich hastete den Hang empor, eine bleich im Dunkel stehende Firnzunge zeigte die Richtung an. Ich hatte mich nicht geirrt; als ich den steilen Schnee erreicht hatte, ertastete ich in ihm Spuren, flüchtig mit dem Pikel in den Harst geschlagene Stufen.

Tiefes Saufen und Summen kam immer näher, ein Wind, der aus dem Berg zu kommen schien, nahm an Kraft zu und ein fauliger, gruffalter Hauch, so ganz anders als der reine, von Gipfeln niedertollende Bergwind, machte sich bemerkbar. Da war die Porta infernale!

Ich hatte sie mir größer vorgestellt; sie war nur etwa zwei Meter hoch, oben spaltförmig, unten etwas breiter. Die Leute mußten Mühe gehabt haben, hier ihre Warenballen hereinzubringen, denn an einer vorpringenden Kante hing ein losgerissener Felsen Sackleinwand.

Nur das Orgeln des Luftstromes war hörbar, die Schmuggler, mit dem Wege wohlvertraut, mochten schon tief im Berginnern sein.

Ich blickte in die Tiefe — deutlich sah ich von hier aus das Gelände um die Hütte, vom schwachen Mondlicht sanft beleuchtet, auch die schwarze Bucht, wo sich die Wohnstätte befand, war sichtbar. Aber das, was ich zu sehen gehofft hatte, war nicht da: das tröstliche Licht aus dem Fenster. Entweder waren die eisernen Läden zugezogen oder Nina schlief. Doch das konnte ich nicht glauben. Wie mochte sie schlafen, wenn ihr Vater seine ihr ja nun bekannten gefährlichen Wege ging?

Auch von den Leuten des Val Doria war nichts zu sehen. Bei dieser Kälte lagerten sie gewiß nicht unbeweglich vor der Hütte — sie waren also darin.

Lange starrte ich hinüber. Die Luftlinie war nicht groß, ich bildete mir ein, daß ich zwischen den Fugen Spuren des Lichtes hätte sehen müssen. Aber das Samtschwarz des Felswinkels wurde durch nichts gemildert.

Ich trat in die Höhle, tastete mich einige Schritte hinein. Das Summen und Heulen hatte aufgehört, lautlos strich die Zugluft über mich hin. Wenn ich mich vor ihr in einem Winkel barg, war es hier sogar behaglich warm gegen die Kälte im Freien. Ich wagte es, da ringsum nichts sich rührte — der Regal meiner Taschenlampe huschte umher. Hier rasteten die Roccaner, bevor sie den unterirdischen Weg ins andere Land antraten. Käserinden, Zigarettenstummeln und abgebrannte Zündhölzchen lagen da, in dem mulmigen Erdreich, das den Höhlenboden deckte, waren Abdrücke vieler Füße.

Ein bedenkenloser Mut, besser vielleicht hemmungslose Neugierde hatten mich erfaßt: ich schritt weiter, tief hinein in die sagenhafte Unterwelt, einem langen, immer höher werdenden Gang nach, der in verschiedenen Windungen sachte nach abwärts führte. Wo Seitenstollen abzweigten, dorthin legte ich mit Stein beschwert ein Papier aus meinem Notizbuch, um den Rückweg zu finden. Ich würde ihn ja gehen, bevor die Roccaner zurückkamen und dann die Papiere wieder zu mir nehmen.

Immer wieder blieb ich stehen, um zu lauschen, aber kein Menschenlaut war hörbar. Nur Wasser rauschte irgendwo.

Der Gang weitete sich, wurde zu einer Halle. Von allen Seiten starrten Mündungen hier einlaufender Gänge, gleichmäßiges Klackern und Ticken wie das Schlagen vieler Uhren in einem Uhrmacherladen erfüllte den Raum. Im Licht meiner Lampe wuchsen gespenstische weiße Gestalten auf, die wie mar-

morne Denkmäler nebeneinander standen. Es waren Stalaktiten, nach aufwärts wachsende Tropfsteine, während von der Decke weiße Zapfen und Lanzen, Vorhänge und Trauben aus dem gleichen mineralischen Stoff, dem seit Ewigkeiten bauenden Kalk, niederhingen.

Ich suchte mit dem Licht die Höhleneingänge ab, um aus Fährten den Weg der Schmuggler zu finden. Da prallte ich zurück — welch seltsames Naturspiel! Inmitten des Stalaktitenwäldchens stand ein Kreuz, weißschimmernd, tropfenüberrieselt, wie aus Marmor gemeißelt. Ich trat näher, stieß an einen Hügel, der länglich und schmal war.

Ein Kreuz — ein Hügel! Es gab nur eine Deutung. Aber wer war hier gestorben? Seit wann ruhte ein müder Mensch in dieser Höhle? Vielleicht schon lange, bevor hier Schmuggler durchgewandert waren. Vor grauen Zeiten — ein Jäger, ein Wildschütz, hier von seinen Freunden bestattet?

Der Hügel war sorgfältig gemauert, aber schon mit einer Schicht von Kalksinter überzogen.

Die Stille der Tiefe war um den toten Mann, und die Tropfen schlugen nieder wie der Pendelschlag der Ewigkeit.

Ich suchte weiter. Da war ein Stollen, in dessen Sand Spuren gedrückt waren, unmittelbar neben ihm aber ein zweiter, der gleichfalls begangen schien. Es führten also zwei Wege aus dieser Nacht — vielleicht auch trafen sie sich später wieder.

Ich wählte den zweiten Stollen; er leitete ziemlich steil aufwärts, stellenweise mußte ich sogar senkrechte Abfälle und Stufen erklimmen. Ein Ausgang war nicht mehr weit, ich fühlte es an der frischen Luft, die in stärkeren Wirbeln daher kam. Ein hellgrüner Stern tauchte auf, wachsendes Licht verdrängte den Schein der Lampe — der junge Tag war aufgewacht, der Osten loderte rot, und die Berge glühten.

Ich war auf einem breiten Felsband jenseits der Grenze und sah unter mir eine senkrechte Wand, die in Schuttströmen fußte. Die Berge des Engadins standen da, weite Almatten flossen in Täler, die noch nachtmüde waren — nun kannte ich die Gegend, plötzlich war mir alles vertraut. Das war der Hang unter dem Passo Ciatif, hinter jener Felskante, die rechts von mir vorsprang, mußte der Uebergang liegen. Wenn das Band, auf dem ich stand, so gerade weiterleitete wie es hier ansetzte, dann konnte ich mir den Rückweg durch die Höhle sparen und über den Passo Rocca erreichen.

Eben schickte ich mich an, diese Richtung zu begehen, als es am Fuße der Wand, in den Krummholzdickichten, laut wurde.

Helle Rufe, die wie Schwerthiebe in die Stille fielen, vom Echo herumgeschleudert wurden. Dann ein Schuß, Aufschreien, wieder Schüsse, Poltern von Fels und Geröll — und nun ein ferne anschwellendes Dröhnen und Heulen, aufwirbelnde Wolken in der Wand, ein Zischen, Gleiten und Fegen!

Ruhe dann, schwer lastende unheimliche Ruhe!

Ich hatte mich an einen Felszacken gehängt und weit hinausgebeugt. Aber Ausbuchtungen der Wand wehrten dem Blick in die Tiefe. Ich hatte nichts sehen können und wußte doch, was geschehen war.

Eines jener Dramen, die sich überall abspielen, wo der Mensch sich vermischt, durch Gottes Reich seine Grenzen zu ziehen. Was ist hier Unrecht: die Grenze oder die Freiheit jener, welche sie nicht anerkennen?

Hier aber waren es Menschen, die mir nahestanden; es waren, wenn ich vermessen sein will, mich Hirte zu nennen, Geschöpfe der mir anvertrauten Herde. Unten im Geröll, wohl gut verdeckt durch die Krummholzstaude, öffnete sich der zweite Stollen ins Freie. Und hier war es Sergeant Schuppli gelungen, was er zäh und hartnäckig seit Monaten verfolgt hatte: er war mit den Schmugglern zusammengestoßen.

Erschüttert trat ich zurück und deckte die Augen mit den Händen. Hätte ich es nicht verhindern können, wäre es in meiner Kraft gestanden, das unausweichliche Ende, das ich längst kommen gesehen hatte, abzuwehren? Es ist so leicht, sich von jeder Schuld freizusprechen — irgendwo im Buche des Geschicks ist dann doch ein mahrender schwarzer Strich verzeichnet.

Und Nina, meine arme Nina! War es vielleicht ihr Vater, der aufgeschrien hatte? So aufgeschrien, wie nur ein Mensch in Todesnot schreit?

Oder war es doch nur ein Schrei der Ueberraschung? Hatten sich die Roccaner wieder in ihrem Felsenloch geborgen? Und die Lavine, durch welche die Berge selbst mit Donnerstimme den Hader der Menschen beendet hatten? Mir schien, sie sei weiter westlich niedergegangen, nachdem der harte Knall der Gewehre den losen, pulvrigen Schnee in der Wand gelöst hatte. Das Warten und Schweigen wurde mir unerträglich; ich raffte mich auf und ging das Band weiter, gegen den Passo Ciatif zu. Der Firn auf ihm war steil zusammengeweht, brach oft in raselnden Schneebrettern ab und stäubte als kleine Lawine hinab. Die Forderung, klar zu sehen und mißtrauisch jeden Schritt zu setzen, verjagte die quälendsten Gedanken.

Das Band ringelte sich um den Felsvorsprung, der mich von der Scharte trennte, und von hier aus sah ich nun wie von einem weit vorspringenden Erker aus das Gebiet, das mir bisher verborgen gewesen war. Es schien leer. Der Firn längs der Wand unberührt; allerdings ließ das Krummholzdickicht Spuren nicht erkennen. Nicht einmal die niedergebrochene Lawine konnte ich erspähen; überall am Fuße der Wand lagen Regel abgestürzter Schneemassen.

So rein und weiß lagen die Hänge und Kessel unter mir, daß es schien, als sei das Erlebnis von vorhin nur ein wüster Traum gewesen.

Doch nein — in dieser Dede lebte etwas: verschwommen hörte ich Stimmen, Stoßen von Pickeln an Stein. Und endlich sah ich sie: gerade unter mir, dicht an der Wand schreitend, um gegen neue Staublawinen gesichert zu sein: elf Männer, von denen acht schwere Lasten trugen. Die Schmuggler? Nein, das war doch unmöglich, daß sich diese so unbekümmert dem stets überwachten Paß zu bewegten. Es mußten also — ja, die Stimme kannte ich doch! Und die behäbige Gestalt mit dem Gewehr über der Schulter. Nun unterschied ich auch das Grau der Zöllneruniformen.

„He, hallo, Herr Schuppli!“

Die Kette von Menschen zuckte zusammen wie eine am Weg kriechende Schlange, vor welcher plötzlich ein Mensch steht. Im Nu waren sie unter dem Fels verschwunden. Ich rief noch einmal — da tauchte unten das pausbäckige Gesicht Schupplis und neben ihm ein Flintenlauf auf.

„Sie müssen mich nicht erschießen, Herr Schuppli. Ich bin Pfarrer Sartoris.“

„Sie?“ kam es langgedehnt. „Wie kommen Sie in die Wand?“

„Das sage ich Ihnen später. Vor allem: hat es bei der Schießerei Opfer gegeben?“

„Weiß nicht!“ Die leichte Bergluft trug die Stimmen gut, und die Entfernung war ja gering. Nur waren zwischen uns etwa zweihundert Meter senkrechter Wand. Aber was Schuppli heraufrief, klang nicht freundlich. Glaubte er . . . ?

„Sagen Sie mir — kann ich von hier aus in die Scharte gelangen?“

Wieder ein brummiges „Weiß nicht!“ Aber dann doch: „Warten Sie!“

Wir bogen um die Kante, die Männer unten, ich oben. Ja, das war der Passo Ciatif! Aber mein schönes Band verlief in der Wand und schien bei einem tief eingeschnittenen Riß zu enden. Das sah, besonders jetzt im Winter, böse aus. Die Zöllner standen eine Weile unten, dann trennten sie sich. Die Leute mit den Warenballen flogen ins Engadin ab, Schuppli kam mit zwei Begleitern empor. Sie brauchten ziemlich lange — der „Ragnetritt“ schien zu dieser Jahreszeit recht peinlich zu sein.

Endlich standen sie in der Scharte, von mir höchstens auf fünfzig Meter entfernt.

„Wie kommen sie in die Wand, Herr Pfarrer?“ fragte Schuppli in einem knorrigen Amistone.

„Jedenfalls nicht in Gesellschaft der Schmuggler, was Sie zu glauben scheinen.“

„Kann man in der Wand überhaupt gehen?“

„Das sehen Sie doch, sonst wäre ich nicht hier.“

„Das also ist des Rätsels Lösung“, sagte er zu seinen Begleitern. „Das hätte ich nie gedacht, daß durch diese Wand ein Gefirnse führt. Von unten sieht man's eben nicht.“

„Herr Schuppli, ich kann Sie versichern, daß es hier sehr kalt ist. Sagen Sie mir, ob der Ramin gangbar ist. Sonst kehre ich auf dem Wege um, den ich gekommen bin.“

„Das werden Sie nicht tun, Mann Gottes!“ Er verschwand nach dieser unangenehmen Antwort im Ramin und ich hörte nur sein Rufen, Schaben und Schnaufen. Endlich tauchte sein rotes Gesicht um die Ecke. „Famos! Das geht ja herrlich weiter. Davon hatte ich keine Ahnung. Aber der schwarze Halunke hat's gewußt — deshalb ist er uns hier immer entwischt, als wenn er Flügel gehabt hätte.“

Ich kletterte zu ihm hinüber, langsam bewegten wir uns dann zusammen durch den vereisten Ramin hinab. Es war der schwerste Teil des Weges, den ich heute zurückgelegt hatte, und ein Ausgleiten hätte einen Sturz in die vom Passo hinabziehende Schlucht zur Folge gehabt.

Endlich standen wir in der Scharte.

„Nun sagen Sie endlich — was hat's da unten gegeben?“

„Sagen Sie mir zuerst, wie Sie auf diesen Schleichpfad kommen, den scheinbar nur die Gauner von Rocca kennen?“

„Herr Schuppli, ich möchte Sie doch ersuchen, meine Anwesenheit anders auszulegen. Ich habe den Weg zufällig gefunden oder besser gesagt, weil ich den Leuten von Rocca folgte, ohne daß sie es wußten.“

„Die Roccaner sind aber ganz wo anders herausgekommen als Sie. Plötzlich sind sie im Krummholz aufgetaucht. Und nach der Schießerei ebenso schnell wieder verschwunden, wie im Erdboden versunken. Es muß dort einen unterirdischen Gang haben.“

„Allerdings. Und wenn Sie einen anständigen Ton gegen mich anschlagen, will ich Ihnen davon erzählen. Aber vorerst möchte ich wissen, ob das Feuergesicht Opfer gefordert hat.“

„Ich sagte Ihnen schon, daß ich das nicht weiß. Zwischen uns und den Roccanern ist plötzlich die Staublawine niedergegangen, und als sich der Schneequalm endlich gelegt hatte, war die Bande verschwunden. Nur die Lasten sind dort gelegen — die konnten sie in der Eile natürlich nicht mitnehmen.“ Er setzte sich und entzündete seine Pfeife. „Na, ich will's Ihnen genau erzählen. Sehen Sie, wir haben nie begriffen, auf welchem Wege die Kerle über die Grenze gehen. Nun wissen Sie ja, daß unser guter Kamerad, der Korporal Schneider, seit langem verschwunden ist. Er war nicht nur ein schweigsamer Mensch, sondern auch ehrgeizig. So ein wenig Streber! Wollte dem Unfug allein auf die Spur kommen. Was er bei seinen tagelangen Wanderungen in den Bergen gefunden hatte, darüber hat er geschwiegen. Aber einem hatte er davon geschrieben, seinem Bruder, der tief in Brasilien Siedler ist. Und kürzlich bekamen wir von dem einen Brief, worin er fragte, ob man den Schneider noch immer nicht gefunden habe. Er kenne ja die Gegend nicht, aber sein Bruder habe ihm so anschauliche Briefe geschrieben, daß er uns, selbst auf die Gefahr hin, daß wir das alles schon längst wußten, davon Mitteilung machen wollte. Ja, nun, wir wußten davon nichts, kein Sterbenswörtlein! Aber in dem Brief stand, daß Schneider durch langes Beobachten gefunden habe, daß die Schmuggler irgendwo in dem großen Krummholzdickicht auftauchten, hier ihre Ware unter Nesten versteckten, damit sie im Schutz der nächsten Nacht von eingemeißelten Engadinern geholt wurde. Diesem Zugang sei er, Schneider, tüchtig auf der Spur, er schließe auf einen Höhleneingang, wie sie im Ralk so häufig seien, und hoffe, im nächsten Brief des Rätsels Lösung mitteilen zu können.“

Der nächste Brief, der kam nicht. Unterdessen war Schneider verschwunden oder tot —

„Tot!“ unterbrach ich ihn. „Aber er hatte gefunden, was er gesucht hatte. Den unterirdischen Grenzübergang.“

Er nahm die Pfeife aus dem Munde und sah mich verblüfft an. „Wieso wissen Sie das?“

„Weil ich — an seinem Grab gestanden bin.“

Es war wieder eine Erleuchtung aus dem Unbewußten heraus. Ein plötzliches Wissen: der verfinsterte Grabhügel mit dem Kreuz aus Tropfstein — darunter lag Korporal Schneider.

„Ich erzähle es Ihnen später. Sagen Sie mir, was sich heute ereignet hat.“

„Mein Gott, das ist schnell erzählt“, meinte er ungeduldig. „Wir haben seit Wochen die großen Krummholzhänge überwacht. Ganz leicht ist das nicht, denn sie ziehen sich stundenlang vom Passo Ciatis nach Westen und sind so verfilzt und verwachsen, daß sich darin viele Menschen unbemerkt verbergen können. Es war auch eher ein Zufall, daß wir sie erwischt haben — plötzlich waren sie aufgetaucht. Wir waren reichlich weit entfernt. Ließen sie ruhig mit ihren Paketen näher kommen — na, das Weitere haben Sie ja gehört. Und wenn die Lawine nicht zwischen uns niedergefahren wäre, dann hätten wir sie gehabt. So schmissen sie die Lasten weg und futsch waren sie. Teufelspack!“ Er spuckte entrüstet aus.

„Eines verstehe ich nicht“, wandte ich ein, „wollten die Leute am hellheiteren Tag mit dem Schmuggelgut ins Tal?“

„Keine Idee! So dumm ist der Padrutt nicht. Die Lasten wären natürlich irgendwo hinterlegt worden im Gefrüpp oder zwischen Steinen und wären nachts von Verbündeten aus dem Tal geholt worden. Am Eingang ihres Schlupfes wollte man sie natürlich nicht deponieren; denn erstens könnten wir Föllner zufällig draufstoßen und mit dem Gut auch den Gang entdecken, und zweitens wird es der schwarze Gian für vorsichtiger gehalten haben, den verbündeten Engadinern nicht zu verraten, wo der geheime Weg geht.“

„Und die Spuren im Schnee?“

„Ja, sehen Sie, Herr Pfarrer, das ist eben die große Dummheit. Der berühmte Fehler, an dem sich alle Gauner einmal den Hals brechen. Bisher war es im Winter zumeist still, außer es gab knochenharten Harst, der keine Spuren annahm. Heute mußte sich Padrutt doch sagen, daß auf der Nordseite Pulverschnee sei. Und passen Sie auf — der wird uns zur Höhle führen. In fünf Stunden sind meine Leute wieder oben, dann beginnen wir mit der Suche. Es wird sich bald ausgeschmuggelt haben in Rocca.“ Er zog eine Flasche aus dem Rucksack und bot sie mir. „Es wird kalt beim Stehen — da, glücken Sie einmal einen, das tut gut. Und nun darf ich wohl bitten . . .“

Ja, er durfte. Was blieb mir übrig, als alles zu erzählen. Die Auffindung der Höhle war ja nur mehr die Frage weniger Stunden und, so sehr mein Mitleid bei meinen armen, verführten Gemeindefindern stand, mitschuldig durfte ich nicht werden.

„Eines quält mich noch immer“, schloß ich meinen Bericht, „ob bei dem Kugelwechsel etwas geschehen ist.“

„Von unserer Seite erhielt der Gefreite Jeangros einen harmlosen Streifschuß am Arm. Den Kerls war es also ernst. Und auf der anderen Seite?“ Er zuckte die Achseln. „Wir haben natürlich auch nicht eben in die Luft geschossen. Einmal hat einer einen Jodler ausgestoßen, als wenn's ihn preicht hätte . . .“

„Herr Schuppli, es sind Menschen.“

„Eh was!“ grollte er und nahm einen tüchtigen Schluck.

Wir verstanden uns nicht, und es war gut, daß ich den Heimweg antrat.

Schwer und düster sind diese Tage zu Rocca. Die Menschen gehen um, als ob nichts geschehen sei. Verschlossener sind sie als je, und ihre Gesichter sind wie Steine.

Ich kann und will nicht sagen, daß ich in der Höhle war. Wenn sie Verdacht schöpfen würden, ich habe sie verraten, dann würden sie mich als ihren Feind betrachten, und Haß ginge dort auf, wo ich die harten Herzen der Liebe öffnen will.

Ich schweige, und sie schweigen.

Vorsichtig habe ich gefragt, ob Kranke im Dorfe seien, unter dem Vorwand, sie zu besuchen. Abwehrendes Achselzucken, dann: ja, das Kind des Schreiners Strahm hätte Keuchhusten.

Wenn ich nur wüßte, ob einer der wilden Jungen fehlt! Aber das läßt sich schwer feststellen; man sieht sie ja selten.

Nur eines: seit etlichen Tagen holt der Peter Andermatten die Post von Forni, nicht mehr der Josap Werlen.

Sollte jener Aufschrei aus dem Munde des blonden, hübschen Burschen gekommen sein? Schrecklich ist dieser Gedanke. Und ich kann mich von ihm nicht lösen.

Vor dem Werlenhaus bin ich herumgestrichen, aber außer dem alten Onkel sah ich niemand. Und der gab mir brummige Antwort: Der Josap sei als Lohndiener in der Stadt. Es verleihe ihm, stets hier oben zu sein.

Ich verstehe es ja, daß sie nichts davon sprechen wollen, selbst wenn ein junges Leben zugrunde ging. Die Folge wäre eine Untersuchung, und dann käme vielleicht halb Rocca ins Gefängnis. So schweigen sie, und die Angehörigen des Opfers würgen ihr Leid in sich hinein um der Gesamtheit willen.

* * *

Gian Padrutt, wie wirst du das verantworten vor deinem ewigen Richter? Eine Herde gläubiger treuer Menschen war in deine Hand gegeben, und siehe, was hast du daraus gemacht? Und ich, der Pfarrer von Rocca, ich liebe dein Kind.

Die Brust war mir zum Bersten, Grimm und Leid schienen mir die Seele zerreißen zu wollen. Da bin ich denn wieder zu Berg gegangen, nicht von der Liebe gezogen, sondern heiß und flammend wie ein Apostel, der schwach und nur im Schutze Gottes vor einen Uebermächtigen treten will.

Der Tag war schön, aber der Föhn lag schwer über dem Lande. Frühling will es werden in den hohen Bergen.

Und da sah ich das Unerwartete — die Hütte war leer, verschlossen. Der Schnee lag noch wie damals hoch bis zu Türe und Fenstern, meine Visitenkarte steckte noch im Spalt.

Gian Padrutt war nicht heimgekehrt, die Roccaner hatten ihren verhängnisvollen Gang allein und auf eigene Faust getan.

Ob mich dieses Wissen befreite? Nein, niemals. Mehr als je scheint mir Padrutt belastet. Er hatte sie diese Wege gemiesen, er hatte sie gelehrt, außerhalb des Gesetzes durch die Wildnis zu schreiten. Nun er nicht da war, hatten sie getan, was ihnen, abseits von Verdienst und Gewinn, wilde Abenteuerlust war. Und waren in die Falle des Schuppli gelaufen, die Gian Padrutt vielleicht durchschaut und vermieden hätte.

Wenn du ein Ende machen wolltest, Gian, nein, so durfte das nicht geschehen. Nicht einfach davongehen! Groß und stark bist du vor mir gestanden — jetzt sehe ich dich feige und gewissenlos. Ich wollte noch einmal die Höhle besuchen, wollte sehen, ob das einsame Grab noch dort sei, in dem ich Korporal Schneider vermute, oder ob seine Kameraden die Kalkgruft schon aufgebrochen hatten.

Oder ob . . . ein zweites Grab in der ewigen Nacht der Unterwelt von Sinter und Tropfstein eingemauert werde.

Aber schon wenige Schritte hinter der Scharte überraschte mich eine Lawine, die unmittelbar neben mir durch eine Rinne abfuhr. Der Föhn fraß den Schnee, und der Luftzug zur Höhle war zu gefährlich.

So kehrte ich denn wieder um.

* * *

Frühes Dämmern eines lauen Regentages. Kaum kann ich am Fenster noch die Schriftzüge entziffern, fahlgelb leuchtet das Briefpapier in meinen Händen. Ein Bote aus Forni Avoltri hat es abgegeben, als ich nachmittags meinen Spaziergang zur Todmatte machte.

„Liebster! Komme sofort zu uns. Hotel Stella d'Italia. Ich erwarte dich!
Deine Nina.“

Sie ist in meiner Nähe, wenige Stunden von hier in der Stadt am See. Und sie ruft mich.

Könnte ich doch sofort gehen. Aber vor Mitternacht käme ich nicht an. Morgen also — morgen!

Was wird der Tag bringen? Und wie werde ich Padrutt gegenüberreten?

* * *

Der Duft fremdländischer Blumen liegt über dem üppigen Park, Palmen stehen fremd gegen den Hintergrund der schneebedeckten Berge, welche der Nachtturm von den Wolken rein-geleuchtet hat. Glühende Kamelien leuchten und brennen aus dem dunklen Grün nie verweltender Büsche, schillernde Eidechsen sonnen sich an der Mauer, und Falter irrlichtern über den Blumen.

Ich denke an eine Hütte, die hoch oben in Schnee und Eis vergraben ist, an Menschen, welche sie bewohnten. Es scheint mir seltsam und widersprechend, daß dieselben Menschen jetzt in diesem großen Hotel leben, in dem alles vornehm leise und gedämpft ist.

Eine Weile habe ich im Foyer gewartet, und der Concierge mit dem schlaffen, bleichen, langen Gesicht hat oft verwundert auf den Mann im Bergsteigerkleid gesehen, dessen Nagelschuhe in den dicken Teppichen versanken.

Dann bin ich in den Park gegangen; mir war wohler, wenn ich zwischen Bäumen und Blumen war, am wohlsten, wenn ich die Berge sah. Das haben die Uebermächtigen und Gewaltigen aus dem Theologus der Stadt gemacht — daß ich ihr Geschöpf geworden bin.

Da kam Nina, das Weib, das ich mir aus tausend Nöten des Herzens gewinnen will. Ich sah in ihre dunklen Augen und wußte, daß uns Zeit und Entfernung nicht getrennt hatten. Nichts Fremdes war mir an ihr, der ich das Bild des Mädchens vom Berge im Erinnern trug. Trotzdem sie schön und vornehm gekleidet, wohl nach der neuesten Mode — was verstehe ich davon! — die große Treppe herabkam. Aber sie ging nicht abgemessen und ruhig, wie einen Wartende etwa vor der Uhr der Madeleine oder in den Tuileries ihrem Liebsten entgegenschreitend, sondern tief, stürmte.

Und da hatten wir uns wieder, unter Südländsbäumen und vor dem prunkvollen Hotel wie einmal vor der armseligen Hütte der Paterno.

Wie das immer so ist — Liebes und Törichtes stammelten wir, das tief Gefühlte und innen Stürmende brach sich nur in Silben und zerrissenen Sätzen Bahn. Es war so schwer, nach all dieser Zeit ruhig zu sprechen.

Wir hatten uns in einen Buschwinkel auf eine Steinbank gesetzt, hinter uns schatteten Bäume über unsere Häupter, und in einem Teich stand eine glatte, helle Säule, deren Fuß mit Moos bewachsen war.

„Ich habe deinen Besuch bei meinen Eltern verstanden“, sagte ich. „Und ich danke dir dafür.“

Sie lächelte kurz; vielleicht dachte sie an Tante Emma.

„Warum hast du mir nie geschrieben?“

„Vater wollte Zeit und Entfernung zwischen uns legen. Das war der Preis, um den er die Berge verließ. Ich wünschte es nach dem, was ich gehört hatte.“ Sie machte eine rasche Bewegung. „Frag nicht, wo wir überall umhergereift sind — es ist belanglos. Ich wollte Vater losreißen, dem anderen Leben zuzuführen.“

„Und?“

Sie senkte den Kopf. „Es ist umsonst. Ich glaube es zu verstehen. Dort oben in den wilden Menschen und ihrer Treue findet er den Spiegel seines Wesens. Dort ist er Herr — das ist jetzt sein Leben.“

„Mein Brief, Nina?“

„Er hat ihn erst vorgestern behoben, als wir hier ankamen. Zu spät.“

„Zu spät?“

Verwundert blickte sie mich an. „Du meintest doch damit Josap Werlen? Nun ja — der ist tot.“

Fortsetzung folgt.